



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zurückzuführen\*). Es zeigte sich also hier mit völliger Klarheit, daß, wenn es gilt, soziale oder konfessionelle Kämpfe von entscheidender Bedeutung auszufechten, es für einen jeden Staat ein Glück ist, wenn organisierte Mächte vorhanden sind, die über den Gegensatz von Arbeitgeber und Arbeitnehmer erhaben sind und über den streitenden Konfessionen stehen, und die alle ihre Glieder zu der unerschütterlichen Überzeugung erziehen, daß es ihre Pflicht ist, die Autorität der Staatsgewalt sowohl gegen hierarchische wie gegen revolutionäre Übergriffe aufrechtzuerhalten und in Schutz zu nehmen.

Die Lehre der Humanität und ihre erprobten Organisationen besitzen eben eine Festigkeit, die sie von der Gunst oder Ungunst der Zeitverhältnisse unabhängig macht. Staaten sind gekommen und gegangen, Umwälzungen aller Art haben sich vollzogen, aber die Idee der Humanität und ihre Träger haben den Wechsel der Zeit überdauert, und der uralte Baum, obwohl von Stürmen gefährlichster Art erschüttert, steht heute in ungeschwächter Lebenskraft da.



## Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

II.

Die Frage, wer sich an diesem ungewöhnlich schönen Frühlingmorgen der Kutsche bedienen sollte, war für die beiden Damen nicht leicht zu entscheiden gewesen. Die Priorin konnte ihr höheres Alter, ihre geistliche Würde und den frommen Zweck der von ihr geplanten Ausfahrt geltend machen, die Gubernatorin dagegen ihren höheren Rang, die Verpflichtung, den Besuch einer vornehmen und einflußreichen Freundin endlich einmal zu erwidern, und zuletzt den Umstand, daß sie beinahe drei volle Wochen lang nicht ausgefahren war. Nach lebhaften Erörterungen hatte man sich auf den Kompromiß geeinigt, daß beide Schwestern nach Münstereifel fahren, zusammen bei den Kapuzinern beichten und dann der Frau von Syberg eine Visite abstatten sollten — ohne Zweifel eine überaus glückliche Lösung, bei der weder der Himmel noch die Welt zu kurz gekommen wären. Man bereitete sich auf die Ausfahrt würdig vor: die Gubernatorin, indem sie nach sorgfältiger Musterung ihrer Toiletten die violenfarbige Damastrobe mit den Bouffanten und dem fünf Brabanter Ellen langen Manteau anlegte, die Priorin, indem sie sich eine Stunde lang geistlichen Betrachtungen hingab und ein Schälchen gezuckerter Früchte verspeiste, für die sie eine besondere Schwäche hatte, weil sie dadurch, wie sie behauptete, immer an das himmlische Manna erinnert wurde. Dann schickten die Schwestern die alte Villa, die in jüngeren Jahren Ruhmagd

\*) Für das Nähere vergleiche den hochinteressanten Aufsatz von Ludwig Keller: „Charles Kingsley und die religiös-sozialen Kämpfe in England im neunzehnten Jahrhundert“ (Vorträge und Aufsätze aus der Comeniusgesellschaft) 1911.

gewesen war, dank der französischen Invasion aber zu der ehrenvolleren Stellung einer Zofe hatte aufrücken dürfen, in den Hof hinunter, um Gerhard den Befehl zum Anspannen zu übermitteln.

Villa, die immer froh war, wenn sie ihre recht anspruchsvollen Herrinnen einmal für ein paar Stunden los wurde, suchte den Knecht mit einem nicht ganz uneigennütigen Eifer in Hof, Scheune, Keller und Garten; als sie ihn hier jedoch ebenso wenig fand wie im Stall und dabei auch noch die Entdeckung machte, daß die Pferde ebenfalls verschwunden waren, kehrte sie mit ehrlich bekümmerten Mienen zu den Damen zurück und meldete, daß es mit der Ausfahrt heute wohl nichts sein werde. Sie hielt sich für verpflichtet, ein wenig auf den alten Gerhard zu schimpfen, der nie zu finden sei, wenn die Herrschaft ihn einmal brauche, während er sonst den ganzen Tag in der Gefindestube hocke und faullenze; aber die beiden Schwestern kannten ihren teuern Bruder viel zu gut, als daß sie nicht sofort auf den Gedanken gekommen wären, er habe ihnen wieder einmal einen Schabernack gespielt. Diese Erkenntnis war bitter, doppelt bitter, weil sie, die seine Gastfreundschaft genossen, Böses nicht mit Bösem vergelten und ihm gegenüber nicht einmal ihrem nur zu berechtigten Groll Luft machen durften. Dafür suchten sie sich einigermaßen zu entschädigen, indem sie gemeinsam tüchtig auf ihren rücksichtslosen Salentin schalteten und sich gegenseitig das herzlichste Bedauern darüber aussprachen, daß das unbarmherzige Schicksal sie zwingt, mit diesem Unmenschen unter einem Dache zu wohnen. Und weil die beiden alten Damen nie besser miteinander harmonierten, als wenn sie sich über den entarteten Bruder ihr Herz ausschütten konnten, so boten sie, nachdem sie ihrer Beredsamkeit eine knappe halbe Stunde freien Lauf gelassen hatten, das rührende und erhebende Bild schweesterlicher Zärtlichkeit.

Dieses schönen Bildes Anblick zu genießen, war ein männliches Wesen berufen, das in der Tracht eines Weltgeistlichen, auf dem Haupte den flachen Krempehut der Gesellschaft Jesu und unter dem Arme ein längliches Bündel, auf der Münstereifeler Straße nach Haus Rottland wanderte, um jede der vom letzten Regen her stehengebliebenen Pfützen einen weiten Umweg machte und keine wichtigere Aufgabe zu kennen schien, als seine mit einfachen Stahlschnallen verzierten Schuhe vor der Befudelung mit Schlamm und Lehm zu behüten. Es war Pater Ambrosius Kercher, ein geistlicher Koadjutor und Lehrer am Jesuitenkollegium, der seit langem zu den Freunden des Freiherrn von Friemersheim und seiner Schwestern zählte und der Familie, seit er während der Pestzeit auf Haus Rottland die liebevollste Gastfreundschaft gefunden hatte, mit aufrichtiger Dankbarkeit zugetan war. Die Zuneigung, die er außer dieser Dankbarkeit noch für die Rottländer Herrschaften empfand, war allerdings nicht ganz frei von Eigennutz. Nicht, als ob er dabei an sich selbst gedacht hätte, denn er war für seine Person von wahrhaft vorbildlicher Anspruchslosigkeit und nahm es mit dem Gelübde der Armut sehr genau, aber die bösen Zeiten hatten die Einkünfte des Kollegiums gewaltig geschmälert, ehemalige reiche Gönner waren verarmt, die Schüler der Lateinschule hatten sich bei der Annäherung der Seuche in alle Winde zerstreut, und auf den stattlichen Gebäuden der frommen Väter lasteten drückende Schulden. Da war es ratsam, alte Freundschaften sorgsam zu pflegen und in der traurigen Gegenwart kein Saat Korn zu sparen, das in einer besseren Zukunft Frucht tragen konnte.

Als der geistliche Herr, der mit seinem dürftigen Körper und dem scharfgeschneidnen, fleischlosen Antlitz der personifizierten Askese glich, und dessen Alter sich ebenso gut auf dreißig wie auf fünfzig Jahre belaufen konnte, das Renthaus betrat, begegnete er der alten Villa. Auf seine Frage nach dem Freiherrn vernahm er, daß dieser seit dem frühen Morgen abwesend sei. Dann würde er seinen Besuch ein andermal wiederholen, bemerkte er. Die Magd meinte, die Damen würden sich gewiß freuen, ihn zu sehen, und fragte, ob sie ihn nicht anmelden sollte. Er wollte Ausflüchte machen, fürchtete, er möchte die Damen mit seiner Aufwartung zu so zeitiger Stunde molestieren, aber da erschien auch schon Schwester Felizitas auf der Diele, eilte mit strahlendem Antlitz auf ihn zu und ergriff mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus!“ seine dürre Hand.

„In Ewigkeit, Amen!“ sagte er. „Sie müssen mich pardonieren, daß ich mit meinen malpropren Schuhen dieses reine Haus betrete, mater reverenda. Aber der Wunsch, monsieur le baron wiederzusehen und mich nach dem Befinden von Dero Frauen Schwestern zu erkundigen, erlaube mir nicht, die schuldige Visite noch länger zu retardieren.“

Die Priorin befahl Villa, Frau von Ödinghoven von der Ankunft des lieben Freundes zu benachrichtigen, und nötigte den Besuch in die Wohnstube. Er kam der Einladung zögernd nach, legte sein Bündel in einen Winkel und erging sich in umständlichen Komplimenten, ehe er sich auf die äußerste Kante des ihm angebotenen Stuhles niederließ.

„Sie haben uns lange vernachlässigt, cher ami“, sagte die Priorin mit der Vertraulichkeit, zu der der gemeinsame geistliche Stand sie berechtigte, „vier volle Wochen haben wir vergebens auf Sie gewartet. Wir fürchteten schon, Sie möchten malade sein.“

„Au contraire“, entgegnete er; „ich habe mich nie wohler befunden. Aber Sie wissen ja, mater reverenda: die geistlichen Übungen —“

„Richtig, die geistlichen Übungen! Daran hätte wenigstens ich denken sollen. Nun — ist denn nun endlich Aussicht vorhanden, daß man Sie zum professus quatuor votorum befördert?“

Der Pater wandte die Augen zur Decke und senkte sie ebenso schnell wieder zu Boden.

„Gott und die Oberen wissen es“, erwiderte er mit Ergebung.

„Aber weshalb läßt man Sie so lange auf die Beförderung warten?“ fragte Schwester Felizitas lebhaft, „Sie haben vier Jahre lang zu Köln theologiam sacram studiert, Sie haben das Tertiat hinter sich, Ihre Tugenden und Ihre Meriten um die Gesellschaft stehen außer allem Zweifel, da haben Sie doch ein gutes Recht darauf, Profess zu werden.“

„Vom Recht erwarten wir nichts“, antwortete er, „desto mehr aber von der Gnade. Die Oberen werden davon persuadiert sein, daß es dem Interesse unseres Ordens vorteilhafter ist, wenn ich mit meinen schwachen Kräften als Coadjutor spiritualis weiterdiene, da beuge ich mich vor ihrer höheren Einsicht und suche meine Pflichten mit um so größerem Eifer zu erfüllen. Übrigens —“ setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick und einer leichten Verbeugung gegen Schwester Felizitas hinzu, „wenn es das Kriterium der Tugend wäre, schon in dieser Welt

ihren Lohn zu empfangen, dann würden andere Personen — ich will keinen Namen nennen! — längst den ihnen gebührenden Rang einnehmen.“

Die Priorin schlug die Augen nieder, ein Zeichen, daß sie, auch ohne die Nennung eines Namens, verstanden hatte, auf wen der geistliche Freund mit dieser Bemerkung hinielte.

„Die wahre Tugend trägt ihr praemium in sich selbst“, bemerkte sie mit schlecht verhehlter Resignation.

„Und in der Perspektive auf die ewige Glückseligkeit,“ setzte er hinzu.

„Ach, Pater Ambrosius,“ sagte die alte Dame mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß auch mir dereinst der Tisch mit dem himmlischen Manna gedeckt würde! Ach, oft bin ich so confiante, und dann plagen mich wieder die schrecklichsten Zweifel.“

„Freuen Sie sich dieser Zweifel, mater reverenda, und danken Sie Gott dafür!“ entgegnete er mit Wärme. „Denn an seiner Berufung zu der ewigen Seligkeit zweifeln, heißt an seiner Würdigkeit zweifeln. Das aber ist nichts anderes als das Kennzeichen der Demut und des brünstigen Verlangens nach Vollkommenung.“

„Wie soll ich Ihnen für diese consolation danken, cher ami!“ flammelte sie mit einem verklärten Augenaufschlag, während sie die kleine bronzene Tischglocke schwenkte, die die Miniaturfigur einer altfränkischen Dame in Reifrock, Hüfchenleibchen und hoch über den Hinterkopf emporragender Kröse darstellte.

Billa, die auf dieses Signal gewartet zu haben schien, trat herein, ließ sich von der Priorin eine Weisung ins Ohr flüstem, verschwand wieder und kehrte mit einem Zinnteller zurück, auf dem eine Karaffe mit Muskatwein und ein Spitzglas standen. Pater Ambrosius ließ es geschehen, daß Schwester Felizitas das Glas vollschenkte, stellte sich jedoch sehr überrascht, als es ihm präsentiert wurde, und weigerte sich auf das Entschiedenste, es anzunehmen.

Darüber erschien die Subernatorin, warf einen flüchtigen Blick auf das Bündel in der Zimmerecke und begrüßte mit stark betonter Leutseligkeit den geistlichen Herrn, der sich ihr gegenüber in Verbeugungen nicht genug tun konnte. Sie nahm ihn, nachdem sie seine Entschuldigungen wegen des langen Fernbleibens gnädig und nachsichtig angehört hatte, mit Erkundigungen nach gemeinsamen Bekannten so vollständig für sich in Beschlag, daß die Priorin nicht mehr zu Worte kommen konnte und sich an dem von ihrem Tröster verschmähten Glase Muskateller schadlos hielt.

„Madame wünschen zu wissen, wie die v. Harff zu Drimborn mit denen v. Gerßen, genannt v. Singig, verwandt sind,“ sagte der Pater zu Frau v. Ödinghoven. „Ich habe mich darüber informiert, und wenn die Frau Subernatorin die Gnade haben wollen, zuzuhören, so könnte ich mit einer explication aufwarten.“

„Richtig, richtig, mon cher! Die v. Harff und die v. Gerßen! Wie war ich nur darauf gekommen? Ach ja, jetzt fällt mir's wieder ein: der v. Harff soll auf der Pallandtischen Hochzeit gewesen sein.“

„Die Verwandtschaft rührt von der Metternichschen Seite her,“ berichtete Pater Ambrosius, „Herr Edmund v. Metternich war mit einer Print v. Sorchheim vermählt —“

„Pardon, mon cher, der hatte eine v. Rolff; meine Großmutter selig hat sie ganz genau gekannt —“

„Madame meinen den Großvater, Edmund v. Metternich auf Bettelhoven, aber hier handelt sich's um den Enkel.“

„Ach so, Sie reden von dem jüngeren Edmund! Dessen Tante war also die Gutta v. Metternich, die den kurländischen Landhofmeister v. der Leyen heiratete. Es muß eine superbe Frau gewesen sein.“

„Das war die Tante seines Vaters. Soviel mir wißlich, hatte der jüngere Edmund von der Schwertseite her nur einen Onkel.“

„Und dieser Edmund hatte eine v. Print? Hieß sie vielleicht Margaretha Susanne?“

„Mit Verlaub, Madame, das war ihre Mutter. Sie selbst hieß Maria Elisabeth.“

„Maria Elisabeth! Richtig! Von der hat mir meine selige Mutter erzählt. Sie war blatternarbig und hatte eine hohe Schulter. Sie muß zeitig Wittib geworden sein.“

„Ganz recht, Frau Gubernatorin, und ihr Gemahl hinterließ ihr eine einzige Tochter, Maria Katharina, die den Johann v. Harff zu Drimborn heiratete.“

„Die habe ich gekannt, wie sie noch jeune fille war. Man konnte sie für eine beauté passieren lassen, ohngeachtet ihre Nase ein wenig zu groß war, aber ihre conduite ließ viel zu wünschen übrig, denn sie war coquette und zu allem capable. Auf dem Schlosse zu Düsseldorf sprang sie einmal mit weißen atlassen Schuhen in die fontaine, und ich kann mich erinnern, daß dieser éclat noch Jahre lang besprochen wurde. Aber nun weiß ich immer noch nicht, wie die v. Harff mit denen v. Gerzen verwandt sind.“

„Die Wittib des v. Metternich heiratete in zweiter Ehe den Johann Bertram v. Gerzen —“

„Ah — jetzt verstehe ich! Dieser v. Gerzen war also der beau-père von der v. Harff —“

„— Und hatte einen Bruder mit Namen Johann Otto —“

„— Und der ist der Großvater von der Katharina Ignatia, die neulich den v. Ballandt zu Breitenbend geheiratet hat. Merci bien, mon ami! Jetzt weiß ich Bescheid.“

„Waren Madame und die mater reverenda bei den Hochzeitsfestivitäten?“ erlaubte sich der geistliche Freund zu fragen.

„Je vous prie, mon ami! Wie kämen denn wir dazu!“ entgegnete Frau v. Ödinghoven mit Schärfe.

„Nun, ich glaubte, weil Herr v. Ballandt doch wohl ein cousin von dem Herrn v. Ballandt zu Wachendorf ist. Und so nahm ich an, die Herrschaften hätten durch Dero Herrn neveu auch Relationen zu der Familie in Breitenbend.“

„Die Verwandtschaft mit dem zu Wachendorf gibt uns keinen Deut,“ erklärte die Gubernatorin sehr bestimmt; „übrigens ist er nur der neveu unseres Bruders oder vielmehr der neveu unserer seligen Schwägerin.“

„Und obendrein Calvinist,“ setzte die Priorin mit dem Ausdruck des Abscheus hinzu, „und von seinen débauches hört man entsetzliche Geschichten.“

„Er führt ein tolles Leben und hat sich in den paar Jahren, da er im Felde stand, die übelsten Sitten angewöhnt,“ ergänzte Frau v. Ödinghoven den Bericht

ihrer Schwester. „Und in seiner Ökonomie ist er so derangiert, daß er vor Schulden nicht aus noch ein weiß.“

„Wirklich? Es ist also wahr, was man sich von dem jungen Herrn erzählt?“ fragte der Vater mit gut gespielmtem Erstaunen. „Ich hab' es bisher nie so recht glauben wollen,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „aber wenn mesdames es selber versichern, dann darf ich freilich nicht länger daran zweifeln.“

Die beiden Schwestern wurden neugierig.

„Sie wissen etwas Neues von ihm, cher ami?“ fragte die Priorin, indem sie dem geistlichen Herrn ein wenig näher rückte. „Hat er wieder eine bêtise gemacht?“

„Mon dieu, alle Welt spricht von ihm,“ seufzte die Gubernatorin, „und wir erfahren es immer zu allerlezt. Erzählen Sie, Vater, erzählen Sie!“

Der von zwei Seiten Bedrängte rieb sich verlegen die Hände und zwang sich zu einem süßlichen Lächeln.

„Die Welt erzählt sich so mancherlei,“ meinte er, „und ich weiß nicht, ob ich die Ohren von mesdames mit den Klatschereien der Leute fatigieren darf.“

„Hat er wieder eine aventure galante gehabt?“ fragte Schwester Felizitas mit geröteten Wangen.

„Oder eine affaire d'honneur?“ forschte Frau v. Ödinghoven.

„Etwas viel Schlimmeres! Er hat bei den Sabachs zu Köln zwölfhundert Taler aufgenommen.“

Die beiden Damen waren bei dieser Mitteilung ein wenig enttäuscht. Sie hatten ganz andere Dinge zu erfahren gehofft.

„Wie ist das möglich!“ sagte die Gubernatorin, „die Wachendorfer Possessionen sind doch schon längst überschuldet. Welche assurance hat er denn geboten?“

„Die Rottländer Erbschaft,“ berichtete Vater Ambrosius trocken. „Zweihundert- undelf Morgen Acker, zweiundachtzig Morgen Holz und siebenunddreißig Morgen Wiesen — für dieses Pfand sind zwölfhundert Taler nicht zu viel.“

„Unglaublich! Unglaublich!“ stöhnte Frau v. Ödinghoven, während sich Schwester Felizitas mit zitternder Hand ein zweites Glas Wein eingoß.

„Und dabei sind die Gebäude und das Stammholz noch nicht einmal mitgerechnet,“ fuhr der geistliche Freund unbeirrt fort, als interessiere ihn nur die geschäftliche Seite der ganzen Angelegenheit.

„Welche crudité!“ jammerte die Priorin, „der oncle ist noch frisch und gesund, und der neveu spekuliert schon auf seine Hinterlassenschaft! Hat man so etwas je erlebt? O mon père, die Welt wird mit jedem Tage verderbter!“

Die Gubernatorin hatte ein mit Spitzen besetztes Tüchlein aus dem geräumigen Nieder gezogen und betupfte damit ihre Augen. Ob sie wirklich weinte, war nicht recht zu erkennen; war es jedoch der Fall, so galten ihre Tränen wohl weniger ihrem bedauernswerten Bruder und dessen entmenschetem Neffen als dem ihr selbst bevorstehenden Geschick. Denn in dem Ehevertrag, den der Freiherr v. Friemersheim bei seiner Verheirathung mit Agnese v. Pallandt zu Wachendorf unterzeichnet hatte, war ausdrücklich bestimmt, daß die Herrschaft Rottland, die ihm die junge Gattin zubrachte, im Falle, daß er ohne Leibeserben mit Tode abgehe, an die Familie der Ehefrau zurückfallen solle. Der junge Mathias v. Pallandt hatte also ein unbestreitbares Recht, sich als den künftigen Besitzer von Haus Rottland zu betrachten, und sowohl die Gubernatorin wie die Priorin

waren sich darüber klar, daß mit dem Augenblick, wo der pietätlose Nefse die Erbschaft antrat, für sie die Stunde gekommen sein würde, mit Sack und Pack ihr Asyl zu räumen. Diese Erkenntnis hatte den beiden alten Damen schon manche schlaflose Nacht bereitet, und wenn sie in ihren Morgen- und Abendgebeten die Heiligen anflehten, über dem teuren Leben ihres geliebten Bruders zu wachen, so hatte das seine guten Gründe. Ihre einzige Hoffnung war, daß ihr Salentin, als der Jüngste von ihnen, sie nach menschlichem Ermessen überleben werde, aber diese Hoffnung wurde nicht wenig durch den Umstand getrübt, daß der Bruder im Vertrauen auf seine Rüstigkeit sich häufig zuviel zumutete und mit wahrhaft jugendlichem Leichtsinne auf seine kostbare Gesundheit loswüftete.

Der Vater war von der Wirkung seiner Mitteilung außerordentlich befriedigt, aber er hielt es für angebracht, sich den Anschein zu geben, als sei er über die Aufnahme, die seine Nachricht gefunden hatte, aufs Höchste betroffen. Er rückte auf dem Stuhle hin und her, vergrub die Hände in die Ärmel seiner Soutane und kniff die blutlosen Rippen zusammen.

„Herr v. Pallandt muß in großer Bedrängnis sein oder für seinen oncle sehr wenig verwandtschaftliche affection empfinden, um so handeln zu können,“ bemerkte er endlich.

„Keine Spur von affection!“ flugte die Gubernatorin. „Wo er ihm einen Tort antun kann, da läßt er die occasion dazu nicht vorübergehen.“

„Unser lieber Bruder hat ihm einmal wegen seiner conduite ernste Vorhaltungen gemacht, und das kann ihm der v. Pallandt nicht verzeihen,“ erklärte Schwester Felizitas mit verschleierter Stimme, während sie mit ihrem fleischigen Zeigefinger eine Fliege aus dem Glase fischte.

Um die Mundwinkel des geistlichen Freundes spielte ein feines Lächeln.

„Monsieur le baron hätte es doch in der Hand, den jungen Herrn empfindlich zu strafen und sein calcul über den Haufen zu werfen,“ sagte er nach einer kleinen Weile.

„Sie meinen, er sollte wieder heiraten?“ fragten die beiden Damen wie aus einem Munde. Sie hatten diesen Gedanken schon seit langem gehegt und ihn auch schon ihrem Bruder gegenüber angedeutet, ohne jedoch bei ihm Verständnis dafür gefunden zu haben.

„Daran dachte ich allerdings, mesdames,“ gestand der Vater.

„Haben wir es nicht immer gesagt, Netta?“ wandte sich die Priorin an ihre Schwester.

„Natürlich, ma chère, aber was hilft das, wenn er nicht will?“ entgegnete diese. „Und dabei ist er doch gesund und stark, ist noch immer ein ansehnlich Mannsbild und hat zeitlebens eine inclination für das Frauenzimmer gehabt.“

„Er ist vielleicht ein wenig commode geworden und scheut die Mühe, sich bei den dames aimable zu machen,“ meinte Vater Ambrosius. „Man müßte ihm zur Hilfe kommen und eine passende partie für ihn aussuchen. Vor allem aber müßte man ihn persuadieren, daß er durch eine Heirat monsieur le neveu in den größten embarras brächte. Was meinen Sie, mater reverenda? Ubi propositum ibi ratio!“

„Wir würden Ihnen bis in alle Ewigkeit dankbar sein, cher ami, wenn Sie ihn zu seinem Glück bereden könnten,“ versicherte die Priorin.

„Ich will versuchen, was in meinen schwachen Kräften steht,“ sagte er. „Saben mesdames schon erwogen, welche demoiselle man ihm als eine schickliche partie präsentieren könnte?“

„Ach, daran fehlt's nicht,“ meinte Frau v. Ödinghoven sehr zuversichtlich, „bei meinen Relationen könnte ich ihm ein ganzes bouquet präsentieren. Par exemple die Sibilla v. Herfel, Kanonissin im freiweltlichen Stift Schwarz-Rheindorf. Schöne Familie — der eine Bruder ist Johanniterkomtur zu Udenau, der andere kurkölnischer Amtmann zu Brühl. Sie hat eine belle taille und steht in den besten Jahren.“

„Wie alt wird sie ohngefähr sein?“ fragte der Vater vorsichtig.

„So in den Vierzigern.“

„Schade,“ meinte er, „wenn sie ein wenig jünger wäre, hätte sie bessere Chancen. Man muß doch an die Aussicht auf descendance denken.“

„Oder die v. Reiffenberg zu Bütgenbach,“ fuhr Frau v. Ödinghoven fort.

„Die Wilhelmine oder die Theresia?“ fragte die Priorin.

„Natürlich die Wilhelmine. Die Theresia hat ein blödes Gesicht und eine ungeschickte figure. Aber die andere ist recht passable und wird sicher nicht über die Mitte der Dreißiger sein.“

„Das läßt sich hören,“ bemerkte der Vater, „obgleich ein paar Jahre weniger kein Unglück wären. Sind noch mehr Geschwister in der Familie?“

„Noch drei verheiratete Schwestern und sieben Brüder“, berichtete die Gubernatorin.

„Om — viele Kinder sind ja ein Segen,“ meinte er, „aber wo zwölf sind, da gilt der Speziestaler nur zwei Groschen.“

„Wahrhaftig, da haben Sie recht, cher ami, und die v. Reiffenberg sind ohnehin nicht gerade in glänzender fortune,“ stimmte Frau v. Ödinghoven bei.

„Aber die Wilhelmine ist eine fromme Person —“, erklärte Schwester Felizitas.

„Mater reverenda,“ erwiderte der Vater mit Würde, „die Frömmigkeit ist allerdings die conditio principalis einer gesegneten christlichen Ehe, aber zur rechten Frömmigkeit gehören auch gute Werke, und zu den guten Werken gehören Revenüen.“

„Überhaupt darf unser lieber Bruder bei seiner Heirat die Ökonomie nicht ganz neglegieren,“ meinte die Gubernatorin. „Sie wissen ja selbst am besten, mon père, was ihn der Kriegs-trouble gekostet hat, und — wie soll ich mich nur ausdrücken? — un peu d'argent würde uns sehr gelegen kommen. Wenn ich nur an unsere Kutsche denke! Ce vieux carrosse! Ich schäme mich jedesmal, wenn ich eine Ausfahrt mache.“

„Wie wäre es denn mit den Kobillards?“ fragte die Priorin.

„Richtig, die Kobillards v. Dumaine!“ stimmte die Schwester bei. „Die Familie ist zwar nicht von altem Adel, aber der Vater ist als Obrister eines kurkölnischen Regiments zu Fuß zu Prosperität gekommen, und die Mutter ist im Ravensbergischen begütert. Die beiden einzigen Töchter sind Zwillinge und haben eine vortreffliche éducation genossen. Aber welche von ihnen könnte man unserem Bruder proponieren?“

„Die Barbara ist ein Engel,“ meinte Schwester Felizitas, „sie ist unschuldig wie ein Lamm und sanft wie eine Taube.“

„Dafür ist die Katharina von großer vivacité und von gutem Humor, und deshalb wird sie mehr als ihre Schwester nach Salentins Gusto sein.“

„Aber sie würde uns hier alle in alarme bringen und das ganze Haus kommandieren,“ bemerkte die Priorin. „Ich votiere für die Barbara.“

„Damit wir vor ennui umkommen? Du natürlich denkst immer an dich und deine Ruhe, aber in meinen Jahren will man noch vom Leben profitieren.“ Die Gubernatorin tat, als wäre sie gegen die um kaum drei Jahre ältere Schwester noch ein Kind. „Wenn die Katharina herkäme,“ fuhr sie fort, „würden wir wenigstens von Zeit zu Zeit wieder eine assemblée haben, und schon deshalb wünschte ich, daß sich unser Bruder für sie dezidieren möchte.“

„Daß du immer an weltliche divertissements denken mußt, Netta!“ bemerkte Schwester Felizitas seufzend. „Aber das sage ich dir, ma chère, wenn wir durch die Katharina das Haus voll trouble bekommen, dann bist du dafür responsable.“

Die alten Damen ereiferten sich immer mehr, und Pater Ambrosius saß mit verlegenen Mienen zwischen den streitenden Parteien. Da ließen sich draußen auf der Diele die schweren Schritte dessen vernehmen, dessen zukünftiges Glück die Veranlassung zu all diesen Erörterungen gewesen war. (Fortsetzung folgt.)



## Schule und Werkunterricht

Von Rektor P. Hoche-Wriezen



Unter den Reformen, die augenblicklich die pädagogische Sturm- und Drangperiode zur Diskussion stellt, dürfte kaum eine mehr in den Vordergrund des Interesses rücken als die des Werkunterrichts. Tausende von Gemütern hat dieser Begriff in leidenschaftliche Aufregung versetzt. Die Pädagogen hat er in zwei feindliche Lager gespalten, die sich erbittert bekämpfen und sich im Kampfe um die vermeintliche Wahrheit manchmal bis ins äußerste Extrem verlieren. Für die neue Arbeitsschule! Gegen die alte, untaugliche Lernschule! Das ist das lautgerufene Kampfschrei der Neuerer, die heftig gegen den bisherigen Schulbetrieb Sturm laufen. Ihre Bemühungen sind auch nicht erfolglos geblieben. Weite pädagogische Kreise sind durch das neue Erziehungsideal nicht nur aufgerüttelt, sondern auch befehrt worden. Wer vor einem Jahrzehnt noch über die sonderbare Erziehung durch Beintopf, Hobel und Säge sarkastisch spottete, ist heute schon vielfach zu einem begeisterten Anhänger des neuen Prinzips geworden. Kann auch von einem Siege auf der ganzen Linie vorläufig und in absehbarer Zeit noch nicht die Rede sein, so läßt sich doch behaupten, daß der neue Erziehungsgedanke sich nach und nach immer mehr Anerkennung verschafft.

Der Werkunterrichtsgedanke ist nach seiner Entstehung eine Reaktion gegen verschiedene Schulnöte oder Mißerfolge unserer Zeit. Fast alle unsere Schulen, höhere wie niedere, sind bloße Stätten des Wissens und der Erkenntnis geworden. Tritt das Kind vom Leben in die Schule ein, so geht ein tiefer Schnitt durch